

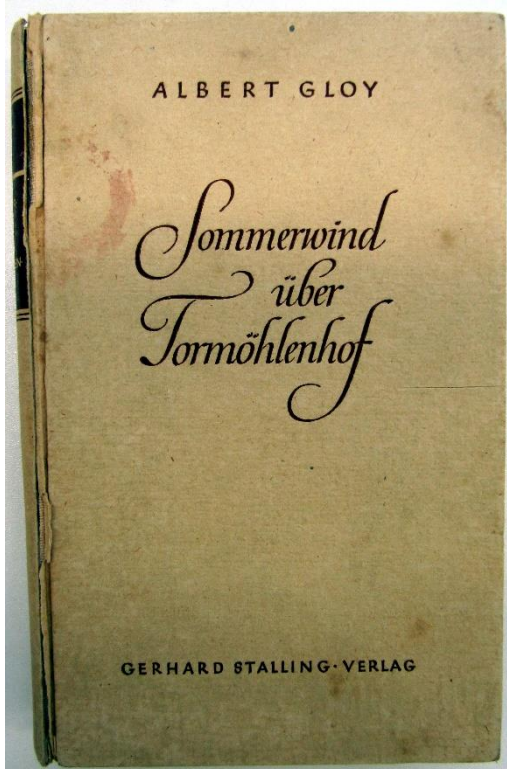
Gloys „Sommerwind über Tormöhlenhof“

Ein Roman über die Wahrnehmung des Krieges, publiziert während des Krieges vor 80 Jahren

Aber das ist ja die Tragik dieser Zeit, daß ein Volk, das durch Jahrhunderte nichts anderes erstrebt hat, als die Güter der Menschheit zu veredeln, von der Verblendung der Welt gezwungen wird, sie zu zerstören.

Ulrike Hayungs in Gloys *Sommerwind über Tormöhlenhof*

Seit Russland die Ukraine überfallen hat, ist der große Krieg von einer Möglichkeit, an die die meisten von uns nicht mehr glauben wollten, wieder zu einer Realität geworden. Noch sind wir nur mittelbar betroffen, doch Schweden und Finnland sind der NATO beigetreten, die baltischen Staaten und Polen fühlen sich von Russland direkt bedroht, die Ostsee wird zu einem Gefahrenraum. Wir können in unse-



rem Umfeld beobachten, wie die Menschen in Deutschland die Bedrohung aus Russland einschätzen: Das Spektrum der Reaktionen reicht von der Bereitschaft zur Unterwerfung unter Russlands Ambitionen über die Verdrängung der Gefahr bis zur bedingten oder unbedingten Unterstützung der Ukraine.

Nicht nur vor diesem Hintergrund ist es lehrreich, sich mit Gloys Roman *Sommerwind über Tormöhlenhof* zu beschäftigen. Der Roman ist deshalb bemerkenswert, weil er den Verlauf einer Woche Ende August 1942 in Dangast schildert, einem Ort, von dem man aus direkt über den Jadebusen auf den „Kriegshafen“ blicken konnte – und einem Zeitpunkt, von dem wir im Nachhinein wissen, dass mit dem Ende der zweiten deutschen *Offensive der Wehrmacht* auch die strategische Initiative verloren ging.¹ Ein Roman also, der während des Krieges einem breiten Lesepublikum zeigen sollte, wie seine Figuren diesen Krieg wahrnehmen und wie sie die Kriegserlebnisse verarbeiten.² Er ist deshalb unter historischen Gesichtspunkten als Dokument mindestens genauso bedeutsam, wie unter literaturästhetischen oder heimatkundlichen Aspekten.³

¹ Vgl. aus der umfangreichen Literatur für einen knappen Überblick etwa **Ulrich Herbert**, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, Dritter Teil: 1933 – 1945, hier S. 512.

² Systemtheoretisch gesprochen: Wie sie den Krieg *beobachten!* Mit Blick auf die bei Gloys Figuren dominierende nationale Semantik ist hier besonders **Dirk Richter**, *Nation als Form*, hilfreich. Opladen 1996, hier S. 97ff: *Die Form ‚Nation‘: Ein Beobachtungsmodus der Weltgesellschaft*.

³ Es geht also um die Frage, die auch **Nicholas Stargardt**, *Der deutsche Krieg*, Frankfurt 2025, S. 14, umtreibt: *Um einen Krieg dieses Ausmaßes zu führen, mussten die Nationalsozialisten in einem Maße die Gesellschaft mobilisieren und den Einzelnen einbinden, das weitaus tiefer reichte als alles, was sie in der Vorkriegszeit zu erreichen versucht hatten. Aber 70 Jahre nach dem Ende des Krieges wissen wir noch immer nicht – trotz ganzer Bibliotheken voller Bücher über seine Entstehung, Verlauf und Gräueltat –, wofür die Deutschen zu kämpfen glaubten und warum sie es schafften, diesen Krieg bis zum bitteren Ende fortzuführen. [...] Insbesondere haben die Historiker nicht gefragt, wie Deutsche damals über ihre Rolle redeten und dachten.*

Wir korrigieren hier: Solche Bücher gibt es, sogar für die Region! Vgl. etwa das von **Hans-Peter Klausch** herausgegebene *Oldenburg im Zweiten Weltkrieg – Das Kriegstagebuch des Mittelschullehrers Lehrers Rudolf Tjaden*, Oldenburg 2010. Dennoch scheint es mir so, dass sich der Blick der meisten Nachgeborenen dramatisch von dem der Zeitgenossen unterscheidet. Tjaden war übrigens in der Heimatbewegung aktiv und tauschte sich regelmäßig mit Gloy mündlich und schriftlich aus!

Mit Blick auf die besonderen Probleme der Autoren lohnt sich die Auseinandersetzung mit **Anatol Regniers** *Jeder schreibt für sich allein – Schriftsteller im Nationalsozialismus*, München 2020, und dem darauf aufbauenden Film von Dominik Graf und Felix von Boehm (2023).

Der Text wurde von Albert Gloy in der ersten Jahreshälfte 1943 geschrieben und ab Herbst in einer Reihe von Blättern, zuerst in der *Deutschen Zeitung in den Niederlanden*, Auflage 90000, als Zeitungsroman *Sommerwind über Tormöhlenshof* veröffentlicht. Schließlich konnte der Stalling-Verlag Mitte 1944 trotz allen Papiermangels *Sommerwind über Tormöhlenshof* – jetzt ohne „s“ – in einer Auflage von 10000 Exemplaren in Oldenburg als Buch herausbringen. Die Genehmigung dafür kam – wie für alle Veröffentlichungen in dieser Zeit – aus Goebbels Propagandaministerium in Berlin. Die Nationalsozialisten mussten sich von der Publikation also etwas versprochen haben.

Wer war Albert Gloy?

Der Verfasser dieser Zeilen kannte Gloy zunächst nur als Lehrer an der Vareler „Oberschule für Jungen“, der 1945 als ihr Direktor eingesetzt wurde und die Schule bis 1958 leitete.⁴ Ich wusste von den Gerüchten über Gloys Leidenschaft für das Theater. Aber erst seit meiner Arbeit im Archiv des Vareler Heimatvereins, das auch den umfangreichen Nachlass von Gloy verwahrt, und insbesondere seit dem Versuch, die Geschichte des Heimatvereins bis 1945 als „identitätspolitisches Projekt“ zu dokumentieren⁵, wurden mir die engen Verknüpfungen zwischen dem Heimatverein, seiner Niederdeutschen Bühne und der Bedeutung, die Gloy in diesem Kontext als zeitgeschichtlicher Akteur und Zeuge hat, nach und nach klar.

Vor allem wurde dabei erkennbar, dass Gloy selbst mehrere Rollen einnahm, die er im Laufe der Jahre unterschiedlich gewichtete. Er entwarf gewissermaßen für sich selbst eine neue Identität. Immer bedeutender wurde ihm seine Rolle als „idealistischer“ Schriftsteller oder Dichter, 1933 offenbar wieder erweckt durch die Tätigkeit als Spielbaas an der Niederdeutschen Bühne in Varel. „Daneben“ war er auch noch Lehrer an der Oberschule, Soldat in beiden Weltkriegen, Ehemann und Vater. Gloy führte eine umfangreiche Korrespondenz mit anderen Autoren, darunter Walter von Molo, der *die große Kontroverse* mit Thomas Mann über die sogenannte *innere Emigration* eröffnete,⁶ mit Bühnen wie etwa dem Ohnsorg-Theater in Hamburg, mit Repräsentanten der niederdeutschen Heimatbewegung, mit Buch- und Zeitungs-Verlagen, mit staatlichen und NSDAP-Parteidienststellen bis nach Berlin. In diesem Zusammenhang hat er auch immer wieder die für ihn wichtigsten Daten aus seinem Leben zusammengestellt. Wir zitieren hier wg. der zeitlichen Nähe zu unserem Roman wortwörtlich – aber mit Kürzungen in eckigen Klammern – aus dem Lebenslauf, den er für den Stalling-Verlag Ende 1943 verfasst hat:

Geb. 1893 in Bremen.

Ab 1911 eine Reihe von Dramen, von denen nur der Einakterzyklus ‚Überwinder‘ aufgeführt wurde (1921, Hannover)

1914 – 1918 an der Front.

1923 – 1933 eine elfjährige Pause in allen schriftstellerischen Bemühungen [...]

1933 zum Leiter der ‚Niederdeutschen Bühne‘ in Varel berufen, eine Laienbühne, die unter den 30 im ‚Niederdeutschen Bühnenbund‘ zusammengeschlossenen und in die Reichstheaterkammer aufgenommenen Bühnen bald über die engere Heimat hinaus einen Ruf durch ihre Uraufführungen wertvoller plattdeutscher Bühnenstücke erwarb, und deren umfangreiche Tätigkeit durch den Ausbruch des Krieges vorerst abgebrochen wurde.

⁴ Vgl. *Eine Schule im Kontext – Materialien zu einer Chronik des Lothar-Meyer-Gymnasiums in Varel*. Hrsg. von R. Urban, Jever 2010, v.a. S. 90ff. Die wichtigste Quelle für diese Dokumentation waren die Schuljahresberichte. Inzwischen ist ein großer Teil der Schuldokumente – auch aus den Jahren der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus – im Archiv des Heimatvereins gelagert, gesichtet und chronologisch erfasst. Die Dokumentation könnte damit in vielen Details präzisiert werden.

⁵ *Ein Verein im Kontext: Der Heimatverein Varel und seine Niederdeutsche Bühne als identitätspolitisches Projekt der Jahre bis 1945 - Chronik und Dokumentation* [in Vorbereitung]. Gloy war ein akribischer Sammler seines Schriftwechsels, aber auch von Zeitungen, die seine literarischen Aktivitäten oder die der Niederdeutschen Bühne Varel dokumentierten. Seine umfangreiche Hinterlassenschaft ist inzwischen im Archiv des Vareler Heimatvereins für die Zeit bis 1945 chronologisch geordnet und in Schlagworten erfasst. Sie ermöglicht so eine bemerkenswerte mentalitätsgeschichtliche Dokumentation, die weit über den hier behandelten Roman hinausgeht.

⁶ Vgl. beispielsweise die plastische Darstellung bei Anatol Regner, a.a.O., Kapitel 31: *Was jetzt? Die große Kontroverse*, S. 267ff

1936 erschien das plattdeutsche Drama ‚Volk över Recht‘ [...]

1937 die [...] Komödie ‚Fief mal hunnertdusend Mark‘.

1938 desgl. ‚Lüttje Swinnelee‘.

1939 desgl. ‚Egen Eer‘ (nach Schönherr ‚Erde‘) [...]

1940 das plattdeutsche Novellenbuch ‚Haal över!‘ [...] Seitdem Rückkehr zur hochdeutschen Sprache in zahlreichen Erzählungen in Zeitschriften und Zeitungen.

1943 der hochdeutsche Roman ‚Sommerwind über Tormöhlenshof‘ [...] Er spielt an der Nordseeküste im Sommer 1942 und ist erfüllt von den Gedanken unserer Gegenwart und dem Erleben der Landschaft hinter den alten friesischen Deichen.

[In einem Schreiben an die Schriftleitung der Zeit, die seine Erzählung als Fortsetzungsroman veröffentlichten will, ergänzt Gloy am 30.07.1944 seinen Werdegang: Entstanden ist das Buch in der Zeit vom März bis Juni 43 in Celle, wo ich als Kommandeur einer Abteilung des Nebel-Lehrregiments 2 lebe. Vordem war ich an der Front: September 39 in Polen (Einnahme von Brest-Litowsk), 1940 Durchbruch bei Sedan, Kämpfe bis an die Loire, 1941 im Mai auf dem Balkan, dann Vormarschkämpfe bis 30 km an Leningrad und 70 km an Moskau. Ablösung infolge Erkrankung. Wir halten fest: Gloy kennt den Krieg aus eigener Anschauung und Erfahrung in verantwortlicher Position!]

Im Entstehen begriffen ist ein umfangreicher Roman ‚Ums Recht!‘, dessen Stoff aus der Vergangenheit Bremens (1646) genommen ist und den uralten Kampf zwischen überlebten Rechten und dem ewig jungen Recht auf Leben und Zukunft von neuem entstehen läßt.

Wir werden diese Angaben bei Bedarf ergänzen, denn es geht hier weniger um die Person Gloy, sondern vor allem um die Figuren, die er in seinem Sommerwind-Roman einem breiten Publikum zur Identifikation präsentieren konnte. Deshalb zunächst nur der Hinweis, dass der im Entstehen begriffene Roman ‚Ums Recht‘ den Versuch darstellt, das Thema seines plattdeutschen Theaterstückes Volk över Recht in eine hochdeutsche Erzählung umzuformen. Der Roman erschien erst 1952 in Bremen unter dem Titel Die Urkunde und wäre wegen seiner Anpassungen an den jeweiligen Zeitgeist eine eigene, wenn auch mühselige Analyse wert. Aber sowohl unter ästhetischen wie unter historischen Aspekten halte ich ihn für sehr viel weniger bemerkenswert als Sommerwind über Tormöhlenshof.

Die Handlung des Romans im groben Überblick

Gloys Roman Sommerwind über Tormöhlenshof⁷ schildert die Erlebnisse seiner Figuren Tag für Tag, vor allem in Dangast, aber auch das diese Tage vorbereitende Treffen der Offiziere Enno Donat und Jürgen Tormöhlen in Fulda, einen Ausflug Donats nach Bremen und der Dangaster Gruppe in den Neuenburger Urwald. Hinweise im Text, vor allem der auf den 1. September [S. 104], erlauben eine genaue Datierung vom 24.08. bis zum 1.09.1942.

Die Erzählung ist kein Schlüsselroman, wie Gloy in seinem Briefwechsel Gloy mit Hugo Tormöhlen aus Göttingen im Oktober 1944 betont: Ich habe den Namen, der in meiner Heimat nicht eben selten ist (allerdings meistens in der Schreibart Tormählen, aber wie ö ausgesprochen) völlig frei und ohne einen Hintergedanken gewählt.

Wir haben es mit einem allwissenden Erzähler zu tun, der – wenn er es will – die Gedanken einiger seiner Figuren lesen und nach Belieben die Perspektiven wechseln kann. Es gibt keine Einteilung in Kapitel; die Sinnabschnitte sind meistens durch Sternchen voneinander abgegrenzt, auch wenn die dahinter stehende Logik nicht immer erkennbar ist.

Zwei Soldaten verbringen, gut ein Jahr nach dem Angriff auf die Sowjetunion, in Dangast ihren Fronturlaub. Der jüngere, Leutnant Jürgen Tormöhlen, neunzehn Jahre alt, besucht nach einem Empfang beim „Führer“ seine verwitwete Mutter Marianne. Jürgen bringt zu ihrer Überraschung seinen Freund, den Oberleutnant Enno Donat mit, doppelt so alt wie er selbst und wie Gloy ein geborener Bremer.

⁷ Wer es genauer wissen und vielleicht auch nachprüfen möchte, kann den vollständigen Roman in Form einer PDF-Datei herunterladen; s. Homepage des Heimatvereins Varel, Unterpunkt „Archiv“. Die hier angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die der Originalausgabe; sie sind Bestandteil des Scans. Der Roman hat da 310 Seiten. R.U.

Der Roman schildert nun, was sie in Dangast erleben: Sie erkunden das Dorf, gehen schwimmen. Jürgen verliebt sich in die Tochter Christine des „Erbhofbauern“ Christian Peters, mit der er vor dem Krieg die Oberschule in der kleinen Stadt – also Varel – besucht hat. In ihrer Begleitung treffen sie auf die ideologisch standfeste Ulrike Hayungs, Gast des Dorfschullehrers Heino Cordes und von dessen künstlerisch ambitionierter Frau Talea. Sie fahren mit dem Fischer Peeks hinaus auf den Jadebusen und Ulrike berichtet dabei von Sturmfluten, untergegangenen Dörfern, damit verknüpften Sagen, ihrem Hel- den Störtebeker. Auch der Lehrer Cordes erweist sich als unverblümter Geschichtenerzähler. Doch immer wieder kehren die Gespräche zum Krieg und wie er von den Roman-Figuren gedeutet wird, zurück.

Am Ende dieser Woche erleben wir eine Radtour in den Neuenburger Urwald, eine – auch von dem Besuch der Kriegerwitwe Berta Uhlenbusch – höchst irritierte Marianne Tormöhlen und einen entsa- gungsreichen Abschied.

Stichworte zur Charakterisierung vor allem der Personen, die sich zum Krieg äußern

Gloy entwirft für seine zeitgenössischen Leser – und Leserinnen! – Personen, die zur Identifikation einladen sollen. Regelmäßig geht es dabei um die Frage, wie sie das Kriegsgeschehen in ihrem Alltag verarbeiten und deuten. Das Verfahren hat er in einer ganzen Serie kürzerer Erzählungen erprobt, die in Zeitungen und Zeitschriften während des Krieges veröffentlicht wurden, und dann zum *Sommerwind*-Roman ausgeweitet, wie er selbst in einem Brief an Dr. Kießling, der Gloy für den Stalling-Verlag be- treut, am 29.04.1944 darlegt:

Es ist ganz eigentümlich, wie alles, was ich heute erreicht habe, auf zunächst recht belanglosen Ein- zelheiten begründet ist. Es sind die kleinen Erzählungen, die ich seit Sommer 1942 zu schreiben begon- nen habe, und die hier und da in den Zeitungen abgedruckt worden sind. [...] Infolge meiner durch diese Erzählungen entstandenen Verbindungen mit der Niederdeutschen Zeitung in den Niederlanden kam es zu dem ersten doch recht dankenswerten Abdruck in dieser gutgeleiteten Zeitung. Aus demselben Grunde zu der Annahme in der Börsenzeitung, die ich als einen recht großen Erfolg ansehe, denn die wenigen großen Berliner Zeitungen sind doch nun einmal umworben und schwer zu erobern für einen unbekann- ten Autor, wie ich es nun einmal bin. Wenn ich also auf so schmaler Grundlage in verhältnismäßig kurzer Zeit – denn meine frühere literarische Tätigkeit begann ja auch erst 1936 und war bis 1940 ausschließ- lich auf das Plattdeutsche beschränkt und gewiß durchaus nicht allgemein anerkannt – den heutigen Zustand erreicht habe, so sehe ich darin weit mehr Glück als Verdienst und bin mir dessen – ich darf wohl sagen: in Demut bewußt.

Marianne Tormöhlen gehört – obwohl oder gerade, weil sie eine Frau ist – zu den zentralen Figuren der Erzählung. Wir werden gleich auf den ersten Seiten mit ihr bekannt gemacht. Sie ist 38 Jahre alt, mit *weichen, fast mädchenhaften* Zügen, *blondem, lockigem* Haar, *blauen Augen*, von zierlicher Gestalt und noch jugendlichem Schwung, die Tochter des alten Rasmers, Pfarrer in der kleinen Dorfkirche jen- seits der Bucht. Marianne ist Witwe, hatte den viel älteren Brückenbauer Georg Tormöhlen früh gehei- ratet und nun dem Toten gegenüber mit Trotz vermischte Schuldgefühle. Sie wohnt *halb städtisch*, hat an der Wand eine Fotogalerie in einer Art Familienaltar, aber auch Gemälde in Temperafarben: Mee- resmotive von einem im Osten gefallenen Künstler, dazu alten Hausrat. In den Bücherschränken sam- melt sie Klassiker und neuere Dichter, Noten von Schumann und Brahms, spielt selbst Klavier. Wovon sie lebt und sich sogar eine Magd leisten kann, bleibt unklar.

Ihre beiden Brüder hatte *der große Krieg von 1914 hinweggerissen*. Nun hängt sie sehr an ihrem Sohn, dem Soldaten Jürgen, freut sich auf seinen Besuch, ist enttäuscht, dass er mehr mit Christine Peters und Enno Donat unternimmt, hat dabei das Gefühl, dass sie *die Zeit nicht mehr recht begreift* [46], zweifelt am Kriegssinn, fühlt sich deshalb *schwach und jämmerlich* neben Ulrike Hayungs [79], kann Jürgens positive Einstellung zu Krieg nicht teilen.

Sie grenzt sich zunächst heftig gegen die für sie unmoralische Künstlerin Talea Cordes ab und lädt dann doch die „Konkurrenz“ (Ulrike, Talea Cordes mit Mann) zu einem Abendessen ein. Bei dieser Gelegenheit zieht sie ein Kleid mit tiefem Ausschnitt an, schmückt sich auf der Brust mit einer Dijon-

Rose [194], spielt auf Taleas Aufforderung hin eine Brahms-Sonate, im Roman ein sublimiertes Liebesgeständnis an Donat, für den sie – offenbar gegen ihren Willen – immer stärkere Sympathien entwickelt und den sie auf dem Ausflug in den Neuenburger Urwald sogar küsst. Sie vermisst aber im Kontrast zu Donat das Gefühl der Jugend, empfindet Donats Begehren – und ihr eigenes – als schamlos, entdeckt zwar ihren Körper wieder, will aber kurz vor dem Abschied nicht mit ihm ins Bett.

Wenn man weiß, dass für die Wehrmacht die sexuellen Bedürfnisse ihrer Soldaten ein – durchaus widersprüchlich und unter dem Stichwort *Manneszucht* kontrovers diskutiertes – Problem waren und dass sie für ihre Soldaten überall in den eroberten und besetzten Gebieten Bordelle eingerichtet hatte⁸, wenn man zudem berücksichtigt, dass Gloy als aktiver Kriegsteilnehmer davon unmittelbare Kenntnis gehabt haben musste, dann ist der folgende Briefwechsel mit seinem Verleger nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Charakterisierung Mariannes als einer *norddeutschen Frau* von Interesse.

Dr. Gerhard Kießling, Verlagsleiter und Mitglied des Vorstandes der Gerhard Stalling AG, schreibt an Gloy am 11.11.1943 wg. des Endes des Romans: *Der Leiter der Kulturabteilung unseres Gaupropagandaamtes, Herr Dr. Grolle sagte mir heute, dass er von dem Schluss Ihres Romanes noch nicht recht befriedigt sei und dass der Gauobmann des Buchhandels Herr Salow (Sortimenter), der das Manuskript auch gelesen habe, die gleiche Auffassung teile. Vom Mann aus betrachtet und auch vom Standpunkt des Frontsoldaten, der nur für kurze Zeit in der Heimat sei, wäre es psychologisch nicht zu verstehen, dass der Mann, der derartig um diese Liebe gerungen habe, dann so einfach auf die letzte Erfüllung verzichte. Auf meinen Einwand, dass für einen reifen Menschen die körperliche Vereinigung doch nicht unbedingt die einzige Konsequenz einer seelisch fundierten Liebe darstelle, meinte er, dass es dann vielleicht besser sei, diese Frage offen zu lassen. Das wird aber ziemlich schwer zu gestalten sein. Ich selbst teile, wie gesagt, diese Bedenken nicht, möchte Ihnen aber davon Kenntnis geben und bitte Sie, es sich noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Das einzige, was ich als etwas unklar empfinde, ist ihre letzte Antwort: „Nun komm!“. Nach dem Vorangegangenen müsste sie eigentlich sagen: „Nun gute Nacht! – Das Ganze ist aber ein Problem der dichterischen Gestaltung, in das ein Aussenstehender eigentlich nicht hineinreden sollte.*

Gloy antwortet Kießling fünf Tage später ausführlich – und wir wollen seine Antwort mit Blick auf das darin gezeichnete Frauenbild wie auf die tatsächlichen Verhältnisse während des Krieges ausführlich wiedergeben: *Ihr Schreiben vom 11.11. habe ich mit Interesse gelesen. Sie werden mir glauben, daß ich die darin angeschnittene Frage seinerzeit wohl überlegt habe. Von Anfang an stand für mich fest, daß diese Marianne Tormöhlen, so wie ich sie angelegt hatte, nicht dazu kommen könne, sich am Ende eines Besuches von 7 Tagen diesem Besucher körperlich hinzugeben. Man bedenke das „reife“ Alter, das Bewußtsein, ihren Sohn in wenig Meter Entfernung zu haben, die Erinnerung an die schweren Auseinandersetzungen mit ihm. Aber das alles wiegt wenig gegenüber ihrem Charakter, ihrem „reinlichen“, wie ich es nennen möchte. Es ist auch wohl gerade die norddeutsche Frau mit einem starken Schuß an Herbheit, die zu dem in Frage stehenden Schritt nicht kommen kann, weil sie weiß, daß ihr dabei „die Glieder zerbrechen“ würden. Es ist ja auch sehr richtig, was Sie selber eingewandt haben: „die körperliche Vereinigung ist nicht unbedingt die einzige Konsequenz einer seelisch fundierten Liebe.“*

Ich sehe es für bedauerlich an, daß wir – vielleicht durch den Film so weit verbildet – uns daran gewöhnt haben, als letzte erreichbare Stufe im Roman den Koitus zu sehen. Ganz gleichgültig, ob ehelich – so war es ja, genau besehen, schon in der Literstur vor 1914 – oder unehelich. [...]

⁸ Vgl. als Einführung und Übersicht zum Thema die Rezensionen von **Spingmann** über **Mühlhäuser, Regina: Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941 – 1945**. Hamburg 2010, Rezension in: *H-Soz-Kult* 20.05.2010. Eine weitere Besprechung des Buches von Mühlhäuser erschien in der FAZ vom 4.04.2011: Hanna Ahlheim, *Von der Lust der Landser*. Vgl. auch **Speckmann, Thomas, Die Eroberer betrieben Handel mit Sklavinnen**. Rezension in der FAZ vom 20.04.2022 zu **Zipfel, Mühlhäuser & Campbell, Vor aller Augen. Sexuelle Gewalt in bewaffneten Konflikten**, Hamburg 2021.

Allerdings habe ich die Handlung so weit an die Grenze des Abgrunds getrieben, daß – nach meiner Absicht – der feine Leser darum bangen muß, daß die beiden von dem Gipfel herunterstürzen könnten, den ihnen das Schicksal vergönnt hat zu erklimmen. [...] Wer von den Lesern diese Befriedigung der Sinne höher bewertet als dieses Glück, ist bestimmt kein „feiner“ Leser, sondern der Durchschnittsleser. Daß ich mich nicht in seine Empfindungen hinein denken könnte, will ich nicht behaupten. Nein, ich habe sogar einen Teil in mir, der genau so gewöhnlich oder ordinär empfindet. Darum habe ich mich auch hingesezt, um diesen ordinären Teil in mir zu befriedigen, und einmal – es war gar nicht schwer – ihm seinen Schluß geschrieben. (s. Anl.!) Dieser Teil in mir war sogar sehr zufrieden damit und erklärte, ja, so sei der Schluß richtig! Genau so habe er es schon die ganze Zeit erhofft und kommen sehen. Natürlich, Donat sei ja auch in seinem Verhalten ganz konsequent geblieben. Er sei bis zur letzten Minute bereit zu verzichten, wenn Marianne Tormöhlen es nicht wolle, aber daß diese nun im letzten Augenblick selber umkippt und ihm die Tür zu ihrem Schlafzimmer öffnet, daß [das] sei der Höhepunkt des Glücks für Donat und der Befriedigung für den Leser. Das sei ja auch ganz verständlich, denn jede Frau mache zunächst Schwierigkeiten, und das mit dem Gliederbrechen sei auch nur so dahingeredet.

So etwas und noch mehr sagte mein ordinäres Teil-Ich. Aber das andere, höhere Ich sagte dann kategorisch: Nun nicht länger geschwätzt! Es bleibt beim alten Schluß! – Warum denn?! – Weil er der höhere ist, von einem edleren Menschentum zeugt. Der längere Wiederhall beim Leser wird das bestätigen. Selbst die, welche im Augenblick enttäuscht sind, weil es anders als in jedem Film kommt, werden, wenn sie feine Menschen sind, nach einiger Überlegung dem Autor recht geben. Außerdem werden sie gezwungen, darüber nachzudenken, ob Donat wohl wiederkommen wird, um sich sein Glück nun ganz zu holen. Dieses Denken mit den Helden in die Zukunft ist viel mehr wert als die vorübergehende Befriedigung über den horizontalen Ausgang, nach dem nun nicht mehr viel Interessantes folgen kann.

Obwohl Gloy hier gegen den Film polemisiert, hält es ihn doch nicht davon ab, sein Buch als Vorlage für ein Drehbuch anzubieten – und sich eine Absage einzuholen. Der zu Anfang des Romans mehrfach respektvoll erwähnte *Führer* hingegen hätte wohl über seinen „Idealismus“ nur gelacht: *Ideale sind nur solange gesund und richtig, als sie mithelfen, die innere und allgemeine Kraft des Volkes zu stärken, so daß diese im letzten Grund doch wieder der Durchführung des Lebenskampfes zugute kommen kann. Ideale, die dem Zweck nicht dienen, sind, mögen sie tausendmal äußerlich schön erscheinen, dennoch von Übel, denn sie entfernen ein Volk immer mehr von der Wirklichkeit seines Lebens.*⁹

Insgesamt verweist Gloys Bild der Marianne auf die bürgerlichen Moralvorstellungen um die Jahrhundertwende, so wie sie Stefan Zweig klassisch im Kapitel *Eros Matutinus* in seiner *Welt von Gestern* schildert: wo die ernste Literatur noch zwangsweise idealistisch und vorsichtig sein musste.¹⁰ Für Gloy selbst verkörpert Marianne wohl das Idealbild, das Wesen einer Frau [79]. Doch als er seinen Roman der Terra-Filmkunst GmbH zur Verfilmung anbietet, erhält er von dem zuständigen Dr. v. Gordon am 8.09.1944 die Antwort: *Ihren Roman habe ich nunmehr gelesen [...] Ich finde ihn in der Schilderung recht hübsch und auch die Figuren sind gut gesehen und plastisch geschildert. Die Handlung selbst hat mich nicht so gereizt, daß ich mich für den Roman als Filmstoff interessieren würde. Ganz abgesehen davon, daß die Berliner Firmen Stoffe, die auf dem Lande spielen und ausgesprochen bäuerliche Stoffe im Augenblick nicht aufgreifen sollen, erscheint mir die Figur der Marianne zu wenig typisch, [!] um sie in einem zeitnahen Stoff zur Trägerin eines Filmes zu machen.*

Mariannes Sohn **Jürgen** ist 19 Jahre alt, steht als Soldat im Osten und hat für sein Alter schon Schweres erlebt, ist inzwischen nach monatelanger Schulung Offizier, wurde in Berlin dem *Führer* vorgestellt

⁹ **Hitler, Zweites Buch**, S. 53; vgl. auch **Broszat**, S. 422, und **Himmler** in seiner Posener Rede, a.a.O., S. 11ff. Nebenbei: Auch die Glorifizierung der – alten – *Heimat* gehört zu diesen Idealen, wenn sie das Volk von dem *Kampfum* – neuen – *Lebensraum* abhält!

¹⁰ **Zweig, Gestern**, S. 96. Tatsächlich hat sich die tatsächliche Rolle der Frauen während des Krieges immer weiter von diesem „Ideal“ entfernt; vgl. z.B. **Stargardt**, S. 159ff, über Sexualität im Krieg, S. 477, 500ff über den Sonderbericht des SD *Unmoralisches Verhalten deutscher Frauen*, 542 u.a.; aber auch **Harald Jähner, Wolfszeit – Deutschland und die Deutschen 1945 – 1955**, Hamburg 2020, S. 149ff: *Liebe 47 – Heimkehr der ausgebrannten Männer*, bes. 152ff. Kießling hingegen dankt Gloy ausdrücklich dafür, dass er den Schluss nicht ändert.

[9ff]. Er ist der junge Kamerad von Enno Donat, mit dem er gemeinsam an der Ostfront kämpft, dort ihm *sein Innerstes* öffnete, aber zu Hause in Dangast nicht akzeptieren kann, dass seine Mutter ein Verhältnis mit Donat eingehen könnte. Jürgen hat keinen Sinn für Romantik, repräsentiert das *neue Geschlecht* [11], das in der Hitler-Jugend sozialisiert wurde, will Kartoffeln im Park pflanzen. Die Arbeit des Bauern ist ihm heilig, auch wenn er keinen Erbhof besitzt.

Seine Haltung zum Krieg: Das ist für ihn der Kampf um seine Zukunft, ein junger Imperialist, der *mit dem Gewehr über dem Rücken* in Russland *hinterm Pflug* hergehen [14] oder als Brückenbauer den eroberten, dann deutschen Osten entwickeln möchte – ein Motiv, das von der NS-Propaganda gepflegt wurde¹¹ und offenbar auch viel Anklang fand. Zunächst scheint Jürgen also auf der Suche nach einer neuen Heimat, fern vom Jadebusen und seiner Mutter. Doch dann küsst er Christine, will aber zunächst keine feste Bindung eingehen, weil er in wenigen Tagen ja wieder in den Krieg muss. Im Verlaufe der Woche ändert er seine Meinung, verlobt sich mit Christine und will bei ihrem Vater Christian Peters Bauer lernen. Also doch zurück in die alte Heimat!?

Enno Donat – Gloys jüngeres *Alter Ego*?! Ein Mann zwischen drei Frauen! Er ist 37 Jahre alt, ein hochgewachsener Offizier, Oberleutnant. Marianne erscheint er älter und gereifter als von ihr erwartet, mit *blauen Augen*, einem *offenen Blick*, *hoher und gewölbter Stirn* [20, 268], für sie eine *zarte Seele* [157]. Für Jürgen hat er ein *flächiges Gesicht*, *festes Kinn*, *volle blonde Haare*, eine *leicht geschwungene Nase*, einen *energischen Mund*, *Augen, aus denen Klugheit und Güte zugleich leuchten* [268].

Donat ist ein Fabrikantensohn aus Osnabrück, wohnte 1918 mit seiner Mutter bei deren Eltern in Bremen [287], studierte Kunstgeschichte. Der Verlust des elterlichen Vermögens in der Inflation von 1923 erzwang die Arbeit als Architekt [12]. Im Zivilleben wohnt er in Fulda in einem Haus am Park, liebt die barocke Schönheit der Stadt, ein Romantiker [11], dem *des Künstlers Mund heilig* ist [14], entdeckt als Städter dann aber die Schönheit des Dangaster Landlebens mit Hilfe der Kunst [95].

Er bestaunt die Künstlerin Talea Cordes und besucht die Seelenverwandte, entzweit sich deshalb kurzzeitig mit Marianne Tormöhlen [121], verteidigt Talea und ihr Künstlertum [125], ist für Marianne ein *Dichter* [127].

Er gerät in Versuchung, Ulrike zu küssen, wird aber vom Bild Mariannes abgehalten [72], hat Sehnsucht, jemand in der Heimat zu wissen [74], imaginiert, wie er in Russland vor *einem zerschossenen Bauernhaus* sich an Marianne erinnern wird [130], zieht auf ihren Wunsch die Uniform aus [112], freut sich über den wiedergewonnenen Einklang mit ihr [129], entdeckt in Marianne die musikalische Künstlerin, bekennt auf der Urwaldtour seine Liebe und küsst sie [240], empfindet diese Frau jetzt als Sinn seines Lebens [253], verzichtet einvernehmlich auf Sex [308/309].

Donat ist die Kontrastfigur zu Jürgen Tormöhlen, sein älterer Kamerad und Freund, mit dem er gemeinsam an der Ostfront kämpft [10], der Jürgen aus dem Wald und zwischen den Russen herausgeholt und wieder zu den Kameraden gebracht hat [271]. Donat zählt sich zu den *Gestrigen* [9], steht aber zum *Führer*, könnte beim Anblick des Parks den Krieg vergessen [13], sprengt aber bei Krasnowskoje drei russische Zweiundfünfzigtonner *kalten Blutes in die Luft* [13]. Er ist sich seiner Vergänglichkeit bewusst [31], sein Blechschild erinnert ihn daran, dass er einer von vielen ist [49]. Er sieht Deutschland in der Defensive [77], kann aber den Krieg vergessen und vom Frieden träumen [95ff], glaubt, dass das deutsche Volk *für die großen Ideale der Menschheit* kämpft [174]. Einig ist er mit der NS-Führung darin, dass die „Mobilität“ der Deutschen darauf zurückzuführen ist, dass ihnen die Heimat *zu eng* ist, *sie in ihr verhungert wären* [176]. Er ist sich nicht sicher, dass *wir noch einmal wiederkommen* [265].

Aufschlussreich für die Haltung dieser drei bisher charakterisierten Personen zum Krieg ist die folgende Passage. Während eines Luftalarms rund um die Bucht hatte Jürgen *in den Zeitschriften geblättert, aber seine Augen hatten nichts aufgenommen. Sein Herz war bei dem Kampf da draußen. Er sah*

¹¹ Vgl. z.B. das Kapitel „*Krieg (I)*“ bei **Regnier**, a.a.O., S. 231ff, in dem u.a. **Hanns Johst** als Begleiter Himmlers über die nun *deutsche Erde*, eine *Kolonialland*, berichtet. Das Motiv der vernachlässigten, ungepflegten osteuropäischen Landschaft taucht auch im *Sommerwind*-Roman mehrfach auf.

die Kameraden an den Geschützen arbeiten, schweißtriefend die Munition von Hand zu Hand geben, laden, abfeuern, und sah den Feind, blutgierig und erbittert. Hier sitzen und nicht mitmachen dürfen! Wie getrieben ging er langsam zur Tür und lauschte nach oben.

„Jürgen! Bitte, bleib hier!“

„Ja, Mutter.“ Er seufzte und setzte sich wieder. „Es ist eine große Schmach, dieser Kampf gegen Frauen und Kinder!“ Er knirschte mit den Zähnen.

„Ja!“ sagte Donat. Er dachte an den Nachmittag und den Gang durch die Felder, und ihm fiel ein, daß in der nächsten Woche der 1. September sein würde. „Dieser ganze Krieg! Eine Schmach für die Menschheit!“

Was er sagte, war nichts anderes, als was Millionen meinten, aber vielleicht war es die Fülle der Erbitterung, die seinen Worten ein besonderes Gewicht gab. Jürgen sah ihn fast betroffen an. Noch niemals hatte er seinen Ekel gegen den Krieg so offen zum Ausdruck gebracht. Durfte er das, der Oberleutnant Donat?

Aber auch Marianne Tormöhlen hatte aufgehört. Es war ihr aus der Seele gesprochen. In diesem Augenblick hätte sie ihm die Hand drücken mögen.

Jürgen registriert nur die Luftangriffe auf deutsche Frauen und Kinder; der Feind ist für ihn blutgierig und erbittert. Offenbar kommt es ihm nicht in den Sinn, an die deutschen Luftangriffe auf England oder an das zu denken, was er selbst als Soldat im Osten anrichtet. Donat hingegen äußert seinen Ekel gegen das Kriegsgeschehen als Ganzes – was Millionen meinten –, gewinnt damit die Zustimmung Mariannes, während der Erzähler Jürgen sich fragen lässt, ob Donat so etwas überhaupt denken darf.

Der Hinweis auf den 1. September löst im Übrigen den Einspruch Vareler Redakteurs Feller aus. In einem Brief an Gloy vom 26.06.1944 schreibt er: *Über den Beginn des Krieges (Seite 104) herrschen Meinungsverschiedenheiten. Als Zeitungsmann neige ich der Auffassung zu, die „Polizeiaktion“ gegen Polen hatte mit dem Kriege an sich noch nichts zu tun. Dieser wurde uns von England und einem Trabanten Frankreich am 3. September erklärt. Das wird erst einmal wesentlich werden, wenn [...] die spätere Geschichtsschreibung die Dinge zu erörtern beginnt.* Für Feller hatte der Krieg also erst mit der Kriegserklärung der Briten und Franzosen begonnen. Damit folgte er der deutschen Propaganda: *Der 3. September 1939 [...] wurde in allen deutschen Kalendern, die in den folgenden sechs Jahren gedruckt wurden, als Datum des Kriegsbeginns markiert. Der 1. September tauchte in den Annalen lediglich als „Gegenangriff“ gegen Polen auf.*¹² So wird aus einem Datum ein politisches Bekenntnis!

Meike ist die alte Magd von Marianne Tormöhlen. Der Erzähler erwähnt sie zumeist nur, wenn sie Marianne bei der Hausarbeit hilft. Aber mit den Luftangriffen bekommt sie eine neue Funktion:

Im Luftschutzkeller saß die alte Meike [...] still da. Sie schien das alles nicht zu erschüttern. Aus einem Korb, der allerlei Schätze bergen mochte, hatte sie ein Strickzeug genommen, und leise klirrten die Nadeln aneinander. [...]

Marianne: „Meike ist sehr tüchtig! Sie war schon bei meinen Eltern, und das Stricken habe ich noch vor der Schulzeit von ihr gelernt. Was, Meike?“

„Ja, damals war das Leben noch schöner.“

„Aber es kommt eine Zeit, da wird es noch viel schöner sein, Meike.“ Donat nickte ihr aufmunternd zu.

Da hob sie ihr Gesicht und sah ihn aus zwei hellen Augen an, die wunderbar zu den vielen Runzeln und Falten paßten. „Ja, das ist die Zeit, von der unser seliger Herr Pastor Rasmers immer gesprochen hat.“ Damit nahm sie die abgestrickte Nadel in die andere Hand und strickte weiter. Sie wußte, was sie von dieser Welt zu halten hatte. [102/103]

Bauer Christian Peters, *De rike Krischan*, das Urbild eines friesischen Marschbauern [16], ist ein tüchtiger und respektierter Großbauer [53], regiert auf seinem Hof wie ein König [57], brachte Äcker

¹² Stargardt, S. 53

und Wiesen der Tormöhlen in seinen Besitz [17, 261], schwebt als Geist über seinen Äckern und Wiesen [63], läßt goldenes Korn und grüne Wiesen wachsen [17], erbt nicht nur, sondern prüft, was sich daraus machen lässt [260], beobachtet sein Vieh [261], sitzt über Plänen von 1939 [63], will Apfelbäume pflanzen [155, 259ff]. Der Erzähler lässt uns aber nicht direkt in seinen Kopf blicken, sondern gibt wieder, was die anderen beobachten.

Jürgen wie seine Mutter berichten: Peters Wohnhaus ist nach altfriesischem Brauch (?) von den angebauten und vorspringenden Ställen getrennt [61]. Er verstehe es, diese alten Bräuche mit der neuen Zeit auszusöhnen, habe alte Möbel aus Eichenholz, feiere wie auf alten Gemälden, möge keine modernen Tänze oder Jazz [55], lenkte souverän ein Viergespann [113, 262]. Er legte sich mit drei Vertretern des Arbeiter- und Soldatenrates an, spendet aber am nächsten Tag für Kriegerwitwen [56], gewinnt sogar den Respekt der Räte [57].

Und Talea erzählt: Peters selbst hatte einen Vater, der ihm lange die Liebesheirat eines Mädchens *aus einer alten Bauernfamilie* verweigerte. Deshalb wollte er *seinen Söhnen ein besserer Vater* sein, gab ihnen die Freiheit zur Wahl einer Frau. Aber die konnten sich nicht entscheiden, so bekam Peters keine Enkel [90ff]. Er selbst hatte nach dem Tod seiner Frau Interesse an Marianne Tormöhlen [262, 285]. Peters will nach alter Überlieferung gleiches Blut auf gleichem Boden [53], hat deshalb zunächst Schwierigkeiten, einen fremden Schwiegersohn wie Jürgen auf seinem Hof zu akzeptieren [64], gibt dann aber seinen Widerstand auf [261].

Peters erträgt schweres Leid [17], etwa den Tod der Frau bei Christines Geburt [55] oder später den Verlust beider Söhne – vor Leningrad und am Tartarengraben [57, 152]. Da wird er zunächst trübsinnig und lethargisch, lehnt Gefangene als Hilfskräfte ab, vernachlässigt die Ernte, bis ihn eine Flüchtlingsfrau mit kleinem Jungen erkennen lässt, für wen er *die Flut des reifen Kornes* ernten muss [59].

Insgesamt: Peters unterstützt den Krieg nicht nur mit dem Verlust seiner Söhne, sondern vor allem durch die Produktion von Lebensmitteln für die „Volksgemeinschaft“. Es bleibt aber völlig unklar, wie Bauer Peters einerseits die überkommenen Traditionen hochhält und andererseits ein erfolgreich wirtschaftender, also ökonomisch ausgerichteter Bauer sein kann. Die Vereinbarkeit wird vom Erzähler nur behauptet, nicht gezeigt. Die Figur spiegelt indirekt die Dilemmata der nationalsozialistischen Landwirtschaftspolitik.¹³

Seine **Tochter Christine Peters** ist 18 Jahre alt [S.40; also geb. 1924]. Auch von ihr erfahren wir nur aus der Außenperspektive. Ihr Aussehen: weißes, rot umrandetes Strandkleid, blonde Locken [286], sehr zierlich, fast ein Kind, Arbeitsschürze, blaues Tuch um den Kopf [61]. Sie war mit Jürgen in der gleichen [Vareler Ober-] Schule [36], hat außer dem Tod der beiden Brüder nicht viel erlebt [36], den Verlust bald verschmerzt; küsst Jürgen [72], bittet ihn um Mitarbeit [99], verlobt sich mit ihm; erkennt die Verstimmung zwischen Donat und Marianne Tormöhlen [124], deutet die Situation im Urwald richtig [257]. Über den Krieg äußert sie sich nicht; es wirkt so, als könnte sie ihn ignorieren.

Ulrike Hayungs ist die herbe Kontrastfigur zu Marianne. Sie liegt im Alter ziemlich genau zwischen Christine und Marianne, ist also um die 28 [S. 39; geb. um 1914]. Für Donat ist sie schlank, groß, hat dunkles Haar mit Knoten, einen *schön geformten Kopf, vollen Mund, eine freie Stirn und leicht gebogene Nase*, blaue Augen [33/34]. Später trägt sie *einen Strandhut mit breiter Krempe*, lässt *Kühnheit und Übermut* erkennen [71], bewegt sich in auslangenden Schritten, ist gut gewachsen [33], *das eigenartigste Mädchen, das mir je über den Weg gelaufen ist* [40]. Ulrike geniert sich jedoch, als sie erfährt, dass Donat ihre nackte Nachbildung von Talea Cordes gesehen hat [182].

Sie nennt Talea *Mutter Cordes*, ist Freundin von Taleas Tochter und Modell für Taleas bestes Kunstwerk, eine Statue. Ulrike beruft sich auf Schiller und fordert Demut vor dem Weltenwillen, dem

¹³ Vgl. für einen ersten gründlichen Überblick **Adam Tooze, Ökonomie der Zerstörung – Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus**; München 2007, Kapitel *Die „Erhaltung des Bauerntums“*, S. 200ff

Schicksal: *Schwer wird das Leben erst, wenn sich ihm der Mensch mit seinem Eigenwillen und seinen Leidenschaften entgegenstellt* [165, 177], möchte, dass sich Ewiges offenbart [167].

Ulrike war mit einem Offizier der Marine verlobt, Kommandant eines U-Boots. Der letzte aus einem uralten Bauerngeschlecht. Seine Vorfahren gehörten zu den friesischen Häuptlingen, die eine Macht wie Herzöge hatten. [...] Als sich seine Erfolge häuften, sein Name schon im Heeresbericht genannt war, 1940, blieb er aus. Für immer verschollen. [89] Sie selbst hat Stedingerblut (38) und glorifiziert Störtebeker, unser edelstes Blut [179].

Jetzt lebt sie in Bremen, arbeitet auf einem verantwortungsvollen Posten in irgendeinem Büro [39]. Später erfahren von ihr: *Viele Jahre [...] habe ich mit dafür gesorgt, daß die Handelsschiffe einer großen Überseehandlung die Reichtümer einer fernen Welt in unsere Häfen brachten. Nun darf ich in dem Konstruktionsbüro einer Werft helfen, daß mehr und mehr Unterseeboote dem Feind diese Reichtümer streitig machen. Es ist schöner, das Lebensglück der Menschen zu vermehren, als im Dienst der Vernichtung zu stehen. Aber das ist ja die Tragik dieser Zeit, daß ein Volk, das durch Jahrhunderte nichts anderes erstrebt hat, als die Güter der Menschheit zu veredeln, von der Verblendung der Welt gezwungen wird, sie zu zerstören.* [77]

Sie spottet über Donats Interesse an Frauen, wäre jedoch bereit, ihn zu küssen. [71/72, 182] Mangelt es an attraktiven Männern im Krieg? Sie durchschaut seine Neigungen zu Talea und Marianne Tormöhlen [187/188, 303], ermöglicht aktiv das Alleinsein von Marianne und Donat [237].

Für Donat hat Ulrike sich in die große Front eingeordnet [...], in der auch er stand, und die, das fühlte er, daran gewachsen war. [...] *Christine, die wie ein bunter Schmetterling über die Watten gaukelte, würde nie eine Ulrike werden.* Ulrike hingegen freut sich auf den Rausch des Aufbaus nach dem siegreichen Krieg, schwärmt von den Müttern, die mit der Geburt von Kindern die Zukunft ihres Volkes formen [77/78]. *Haben Sie nicht gelesen, daß in Kriegszeiten mehr Knaben als Mädchen geboren werden? Und es ist nicht nur die Zahl! Was die Größe der Zeit in den werdenden Müttern gelöst hat, das hebt ihre Kinder über ihr gewöhnliches Schicksal. Glückliche Frauen, die so die Zukunft ihres Volkes formen!* [78]

Ulrike begreift den Krieg als Schicksal, das es zu bestehen gilt. Auf den Gedanken, dass das Deutsche Reich ihn verursacht haben könnte, kommt sie nicht.

Fischer Peeks ist eine Nebenfigur im Rahmen der Erzählung. Während der gemeinsamen Ausfahrt auf dem Jadebusen betrachtete Donat den Fischer genauer. *Das rötlichbraune, mit grauen Stoppeln bedeckte Gesicht, an das ein Rasiermesser diese Woche sicher noch nicht gekommen war, sah gleichgültig nach vorne. Seinen Gruß hatte er nur mit einem trockenen „Moin!“ beantwortet. Zwischen den geschwollen aussehenden Lidern lugten zwei graue Augen hervor. Die Mundwinkel hatten eine bräunliche Färbung, und von Zeit zu Zeit spuckte er nachlässig über Bord.*

Ulrike Hayungs: *„Vadder Peeks war im ersten Weltkrieg Bootsmannsmaat. Auf einem Torpedoboot hat er die Schlacht am Skagerrak mitgemacht. Als sie im November 1918 auf seinem Schiff die rote Flagge hissen wollten, hat er sie eigenhändig heruntergerissen und ins Meer geworfen.“*

„Swienkrom!“ setzte Peeks hinzu und spie ins Wasser, daß es klatschte.

„Jetzt hat er seine beiden Söhne draußen. Auf Minensuchbooten. Kommt Jan nun auf Urlaub, Vadder Peeks?“

„Övermorgen schall he komen.“

Donat nickte dem Alten zu. „Dann freuen Sie sich wohl schon?“

„He is noch nich dor. [161/162]

Peeks politische Haltung ist national, aber nicht erkennbar nationalsozialistisch orientiert. Sein Beruf wie der Gebrauch der plattdeutschen Sprache zeigen die regionale Verankerung. Eine Verurteilung der Revolution von 1918 genauso wie die Unterstützung des Krieges sind für ihn selbstverständlich, nach den Gründen wird von ihm nicht gefragt, obwohl er weiß, dass das Leben seiner Söhne ständig bedroht ist.

Auch **Berta Uhlenbusch** ist eigentlich eine Nebenfigur im Roman. Wir führen sie hier deshalb auf, weil sie Marianne Tormöhlen mit ihrem Besuch ins Grübeln bringt, geht Berta doch eine neue Bindung ein [170ff, 189ff, 292]. Dieser Figur hatte Gloy im Dezember 1943 in der *Deutschen Zeitung in den Niederlanden* die Erzählung *Nicht gleich zerbrechen* gewidmet. Danach hat Berta vor gut einem Jahr ihren Mann im Krieg verloren und ihrem *alten Knecht und den beiden Mägden* mitgeteilt, dass sie deshalb Weihnachten nicht feiern will. Doch als Berta von einem Einkauf in der Stadt [Varel?] mit dem Zug zurückkehrt, trifft sie beim Ausstieg den Kriegs-Krüppel Peter Tönjes, den sie wenige Jahren zuvor noch schlecht behandelt und versetzt hat. Der Rückweg vom Bahnhof zum Hof – mit dem Fahrrad auf einem Feldweg bei Regen und Gegenwind – fällt ihr schwer, sie muss absteigen, da ist plötzlich Peter an ihrer Seite und bietet ihr trotz des Handicaps seine Hilfe an: „*Ich bin ja immer noch der alte geblieben und kämpfe weiter. Genau wie vorher da draussen zwischen den Kameraden nun hier in der Heimat für unser Volk. [...] ich steh schon meinen Mann. Man braucht ja nicht gleich zu zerbrechen, Berta*“, sagt er leise. In Berta *blüht etwas auf, das Blut tönt ihr in den Ohren*, sie will nun doch Weihnachten feiern, und lädt Peter dazu ein. Wenn das keine Durchhalte-Erzählung ist!

Die **Künstlerin Talea „Mutter“ Cordes** [88] ist zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt [S. 69, also geboren um 1898]. Für Donat hat sie ein offenes Gesicht, *das in den Einzelheiten nicht schön, in der Gesamtheit völlig harmonisch wirkte*. Auffällig sind für ihn die *gewölbte Augenbrauen, ein voller geschwungener Mund, dunkle Augen, ihr dunkelblondes Haar; ihr dunkelblauer Pullover, die Männerhosen*, eine Frau mit starken Leidenschaften, die sie voll und ungehemmt zum Ausdruck bringt [69]. Eine Künstlerin eben!

Sie besitzt graue Möbel mit einfachster Linienführung, rot abgesetzt, viele Tongefäße, eine Töpferwerkstatt, sogar die Meisterprüfung [69/70]. Donat fühlt sich der Künstlerin seelenverwandt, die zudem für Musik, etwa *Peer Gynt*, schwärmt [87]. Talea Cordes hat die Figur eines nackten Mädchens – Ulrike – geformt, die aber sie neben vielem anderen im Schrank versteckt [92ff].

Talea war selbst Vorbild für ein Standbild in Marmor, das ein Künstler von ihr fertigte und mit dem sie Cordes ein erstes Mal verließ [118ff]. Marianne empfindet sie als Provokation: *Als sie über ein Jahr wieder zu Hause war*, bekam sie mit Cordes ein Kind, blieb aber unruhig, eine schlechte Mutter, verschwand wieder für Jahre nach Hamburg, kehrte dann *krank und zerlumpt* zurück. Cordes nahm sie wieder auf, blieb aber *einsam, wie er es durch sie geworden war*.

Das ändert sich grundlegend, als während der hier erzählten Woche ein feindliches Flugzeug das Lehrerhaus mit Brandbomben angreift und Cordes unter Lebensgefahr Taleas Standbild rettet [221ff]. Nun hatte er *den Arm um sie geschlungen, und sie lag mit dem Kopf an seiner Schulter. Ein unstillbares Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper. Leise streichelte seine harte Hand ihre feuchten Wangen*. [224].

Diese Szene bekommt den entschiedenen Beifall von Dr. v. Gordon von der Terra Filmkunst GmbH: *Sehr gut gefallen hat mir die kleine Nebenhandlung der Lehrersehe, in der die künstlerische Neigung der Frau eine Entfremdung verursacht hat, die durch den Einsatz des Mannes für die Arbeit der Frau bei Gefahr wieder beseitigt wird*.

Zum Krieg äußert sich Talea nur insofern, als er ihre Arbeit behindert, weil sie nicht ausstellen kann. [197] Aber selbst das wendet sich am Ende zum Guten: *Die Ausstellung – im Kriegshafen – beginnt schon Mitte des Monats. Und für die Sicherheit der Gegenstände ist ausreichend gesorgt*. [300]

Lehrer Cordes ist um die 60 [118; also geb. um 1882]. Donat registriert zunächst seine *verknitterte blaue Schirmmütze, den Vogelkopf, einen mageren, lang gewachsenen Körper, den fleckigen Anzug, einen eigenartigen, ins Grenzenlose streifenden Blick der grauen Augen, ein Spökenkieker mit lederner Tasche* [37]. Später erkennt er *listige Falten, das bartlose Gesicht, die spöttische Miene, einen mephistophelischen Zug* [133/134].

Cordes weiß offenbar mehr *als alle anderen an der Bucht* [36], auch wenn es sich, wie wir sehen werden, um ein höchst irritierendes „Wissen“ handelt. Er provoziert gerne [199], so ironisiert er die

unablässige Emporentwicklung des Menschen [136]. Ist er hochmütig? Ein Hellseher, als er sein eigenes Handeln fiktiv vorwegnimmt [140, 226] oder als er sich von Donat verabschiedet und seltsam erstarrt? [301/302]. Mit Cordes greift Gloy die Tradition der in plattdeutschen Theaterstücken und Erzählungen häufiger vorkommenden übersinnlichen Themen auf [*Spukgeschichten*, 29] und verleiht ihnen eine aktuelle, fast schon tragische Dimension.¹⁴

In seiner Jugend war Cordes Hilfslehrer in Dangast, der mit seiner 13 Jahre jüngeren, offenbar sehr attraktiven Frau regelmäßig die Tanzveranstaltungen im *Kurhaus* besuchte [118]. Ihre Fluchten aus der Enge des Dorfes machen ihn griesgrämig, doch nach der Bombennacht und der Rettung der Statue veröhnt er sich wieder mit ihr [228, 234, 300]. Er sammelt alte Begräbnisurnen, stellt sie aus, hält aber die Vasen aus Kreta für gelungener [134]. Nach seiner Rettungsaktion ersetzt die Statue die Urnen [233]. Cordes vertritt – wie Heinrich Schütte, an den er auch äußerlich erinnert – die Theorie der Küstensenkung [136ff], er erforscht die Strömungen in der Bucht [163; 168], er spottet über das Glockenläuten von Aldessen [167].

Der Lehrer unterrichtet seine Schüler auch plattdeutsch [67ff], erzählt – sich dabei selbst vergessend – lokale Sagen und Geschichten, z.B. die Geschichte von der großen Flut [206ff]: Die Bauern leben in paradiesischen Verhältnissen, sind aber geizig und ohne Glauben. Ein Priester verflucht sie, es folgt zunächst eine begrenzte Sturmflut als Warnung, die aber nur bei einem Kleinbauern etwas bewirkt, denn der führt eine Art Tagebuch über die Naturerscheinungen, die er beobachtet. Seine Frau weiß das nicht zu würdigen, sie bleibt vielmehr neidisch auf die reicheren Bauern. Nun gibt es warnende Vorzeichen, allerdings werden sie von den Bauern übersehen, kennen doch Völlerei und Unzucht unter ihnen keine Grenzen. Eine gewaltige Sturmflut bereitet dem ein Ende. Nur der arme Mann und sein Weib, das ihm sein Buch rettet – so wie Cordes später die Statue seiner Frau – entkommen dem Unwetter.

Cordes spricht ausführlich, aber auf vertrackte Weise über den Krieg. So vergleicht er ihn gegenüber Donat mit dem *Krieg der Friesen* gegen das Meer: *In allen Häusern hören Sie die bange Frage, wie lange dieser Krieg noch dauern wird. Der Krieg der Friesen gegen den blanken Hans hat nun schon fast zwei Jahrtausende gewährt, und keiner fragt, wann er zu Ende gehen wird. Ich las vor kurzem in der Zeitung, daß es „Heldenvölker“ gibt. Gut! Die Friesen rechne ich dazu. [...] Es kann wohl sein, daß der Krieg von heute furchtbarer ist, weil keiner in ihm steht, dessen Hände nicht mit Menschenblut befleckt ist. Allein der Preis, um den es geht, ist hier und dort gleich groß. Es ist das Dasein eines Volkes.* [137] So wird der Weltkrieg zu einem Naturereignis, in dem die Deutschen um ihr Überleben kämpfen, und Cordes schildert nun – die Parallele fortführend – die Anstrengungen des Deichbaus zu einer Zeit, in der es noch keine von fossiler Energie getriebenen Maschinen gab. [140]

Später fragt er während der Fahrt auf Peeks Fischerboot: *Wissen Sie, Oberleutnant Donat [...], daß wir das unseligste Volk auf diesem Erdball sind? [...] All das, um was wir heute kämpfen, haben wir schon einmal besessen und immer wieder verloren.* Er zieht er eine Linie von den Germanen bis in die Gegenwart, vergleicht jetzt die Völkerwanderung mit dem aktuellen Krieg, bemängelt in einer verwirrenden Argumentation den Zug unseres Volkes – *Ein Volk sind wir gewesen, das so mächtig war, daß die römischen Kaiser vor ihm zitterten* – nach Rom und die daraus folgende Vernachlässigung der Aufgaben in der Heimat [173ff]. Entsprechend wurden für ihn die Franzosen nach Karl dem Großen und Britannien nach der Eroberung durch Angeln und Sachsen zu Gegnern: *England! das uns die Meere nahm, die wir [!] in Zeiten der Hansa besaßen, und damit das Licht und die Luft zum Leben* [175].¹⁵

¹⁴ In einem in mehreren Zeitungen – z.B. den *Kieler Neuesten Nachrichten* am 20.10.1937 – veröffentlichten Artikel *Die Lebenskreise des plattdeutschen Dramas* unterscheidet Gloy zunächst nach den Milieus, in denen die Handlung spielt: Bauern, Fischer und Schiffer, Kleinbürger und – kleinere – Beamte. Industriearbeiter tauchen nicht auf, obwohl es sie doch auch in kleineren Städten wie Varel und in der Landgemeinde gibt. Fast immer spielen Liebes- und Heiratsfragen und damit verbundene Missverständnisse, die in den Komödien am Ende aufgelöst werden, eine zentrale Rolle. Daneben gibt es die Stücke, die sich mit übersinnlichen oder historischen Themen beschäftigen.

¹⁵ Wer sich über solche Konstruktionen wundert, der lese einmal bei **Hanna Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft***, München 2023, Kapitel *Die Adels-Rasse gegen die Bürger-Nation*, S. 393ff, nach, wie für

Aber Cordes hat mit seiner pseudohistorischen Deutung der Ereignisse ein identitätspolitisches Problem: *Warum vergessen immer wieder die Deutschen, daß sie Deutsche sind? Warum vergaßen es die Schweizer, obwohl sie deutsch sprechen und schreiben! Warum die Niederländer, die, was nicht einmal uns Plattdeutschen gelungen ist, ihre Mundart zur Sprache der Gelehrten und Dichter machten! Die Deutschen sind über die Meere gefahren, haben die Urwälder Amerikas gerodet, haben Städte errichtet, Straßen und Eisenbahnen und Brücken gebaut! Für die anderen! Keiner ist zurückgekehrt! Sie haben die Heimat vergessen! Ärger noch! Heute kämpfen ihre Enkel gegen uns! Schon zum zweitenmal! [...] Es bleibt immer dasselbe: warum können die Deutschen ihrer Heimat nicht treu bleiben?* [176]¹⁶

Es muss schon ein besonderer Geschichtsunterricht gewesen sein, den Lehrer Cordes seinen Schülern geboten hat, ignoriert er doch alle räumlichen und zeitlichen Differenzierungen, die es zwischen denen, die er *die Deutschen* nennt, im Laufe der Jahrhunderte gegeben hat: die zwischen den germanischen Stämmen, zwischen den Regionen, Bauern und Adeligen, zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen Bürgern, Arbeitern usw. usf.

Donat hat eine trockene Antwort auf seine letzte Frage, die eine Brücke zur nationalsozialistischen Rechtfertigung des Krieges baut: Die Deutschen können ihrer Heimat nicht treu bleiben, *weil sie zu eng ist! Weil sie in ihr verhungert wären! Immer und immer wieder!* Den Deutschen fehlt es an Raum. Mit diesem Argument haben wir eine direkte Verbindung zu den kontinentalimperialistischen Vorstellungen, denen die Nationalsozialisten folgten!

Wie stehen Gloys Figuren zum Krieg?

Immer wieder kommen Gloys Figuren auf den Krieg zu sprechen, formulieren ihre unterschiedlichen Deutungen, ihre Ängste und ihre Hoffnungen. Sie können dem Krieg ja auch nicht entgehen. Luftangriffe auf den „Kriegshafen“ müssen sie regelmäßig beobachten. Dass sich rund um den Jadebusen und insbesondere dort, wo heute sich das Meerwasserquellbad befindet, große Flakstellungen befanden, die die Verteidigung Wilhelmshavens unterstützten, lässt der Text nur erahnen. Marianne und Donat treffen auf ihrem Spaziergang an der *Rennweide* marschierende Soldaten. [112] Dann wird auch Dangast von einem Flieger attackiert, das Haus des Lehrers mit Brandbomben beworfen, Rettungsaktionen werden nötig. Dangaster Familien haben Kriegstote zu beklagen. Jürgen und Donat – wie alle anderen – wissen, dass sie nur eine Woche Urlaub haben und dann an die Ostfront zurück müssen. Die Ungewissheit, wie der Krieg weitergeht und welches Schicksal jede der Figuren erwartet, ist ständig präsent, auch wenn der Erzähler tröstend das Wunder des Lebens preist. Der „Sommerwind“ als Grundmotiv ist ein wiederkehrender Hinweis auf Vergänglichkeit.

Wie also verarbeiten Gloys Figuren die Tatsache, dass sie im Krieg leben müssen? Marianne Tormöhlen versteht die Welt, die durch den Krieg bestimmt wird, nicht mehr. Ihr Sohn Jürgen hingegen vertritt offensiv die imperiale Ausdehnung der Deutschen in den Osten, will dann aber nach der Begegnung mit Christine doch lieber in der Heimat Bauer werden. Ulrike Hayungs denkt ähnlich, hat sich im Krieg eingerichtet und will ihn gewinnen. Frauen werden für sie zu völkischen Gebärmaschinen. Sie hätte offenbar – anders als Marianne – keine Probleme gehabt, sich Donat „hinzugeben“. Donat hingegen schwankt zwischen dem Wunsch nach friedlicher Arbeit, künstlerischer – architektonischer – Betätigung und der Notwendigkeit, Deutschland militärisch offensiv gegen seine Gegner zu verteidigen. Seine Entscheidung für die musische Marianne – und damit gegen Ulrike – lässt sich auch als Indikator für die

den Comte de Boulainvilliers die fränkischen Germanen, der künftige französische Adel, die Gallier, also die künftigen französischen Bürger, eroberten und enteigneten, so daß in „*Friesland ... die eigentliche Wiege der französischen Nation*“ gestanden habe. Viele Wege führen zu den jeweiligen Vorstellungen von einer nationalen Identität!

¹⁶ Zur Ausbildung der Vorstellung von den Deutschen als einer *Nation* vgl. den die Literatur gut zusammenfassenden Überblick bei Dirk Richter, *Nation als Form*, Opladen 1996, bes. den Abschnitt (3) *Die Evolution der Form „Nation“: Zur Entwicklung europäischer nationaler Semantiken in historisch-soziologischer Perspektive*, S. 152ff. Richter, hier S. 221ff, wie auch Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, diverse Ausgaben, viele Belegstellen, zeigen, dass für die nationalsozialistische Führung nicht die Nation, sondern die *Rasse* die entscheidende Kategorie bei der Beobachtung und Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse war.

Haltung des Schriftsteller Gloys deuten. Lehrer Cordes hingegen versteht nicht, warum die Deutschen sich nicht mit der Bewältigung der Aufgaben in der Heimat zufrieden geben. Seine Frau Talea lebt nur für die Kunst; sie stören deshalb vor allem die kriegsbedingten Einschränkungen. Bauer Peters fragt nicht nach dem Sinn des Krieges, obwohl er gerade beide Söhne darin verloren hat. Er will aber zur Volksernährung beitragen. Seine Tochter Christine hat den Verlust der Brüder offenbar überwunden; sie beschäftigt erkennbar nur die Beziehung zu Jürgen.

Der Roman propagiert erstaunlicherweise keine rassistischen Vorstellungen: Ein Kriegsgefangener, ein *stämmiger Bursche, irgendwoher aus dem Osten, wohlgenährt, doch in seinen Augen, sah Donat, lag das Heimweh. Weit in die Ferne sah er hinaus, und erst als er den Blick des vorübergehenden Offiziers auf sich gerichtet fühlte, fuhr er zusammen und griff an die Mütze. Donat grüßte zurück. Ein Mensch wie ich, ging es ihm durch den Sinn. Auch er trägt schwer an seinem Schicksal.* [96/97] Am ehesten könnte man bei dem Stichwort „Rassismus“ noch an eine Charakterisierung von Talea Cordes durch Marianne [!] denken, denn Talea *stammt aus einem Lehrerhaus, dort drüben, wo man von hier die großen Wälder beginnen sieht. Ihre Mutter war auch daher und alle ihre Vorfahren. Es heißt, daß in dem großen Krieg vor dreihundert Jahren dort ein Heerhaufen von fremdem Volk aus dem Süden gelegen hat. Aus diesem Blut sei dann in der Gegend mancherlei Kunstfertigkeit entstanden, die auch jetzt noch immer wieder aufblüht wie eine fremde, unheimliche Saat. Ich weiß nicht, ob es so ist, aber sicher ist, daß es nur wenig echte Friesen gegeben hat, die Künstler waren.* [117/118] Doch Donat hält dagegen und auch Marianne korrigiert im weiteren Gang der Ereignisse ihr Urteil!

Auffällig ist auch, dass Juden und ihre Rolle für die nationalsozialistische Rechtfertigung des Krieges in Gloys *Sommerwind* nie zum Thema werden. Dabei hatte Hitler doch schon am 30.01.1939 im Reichstag öffentlich verkündet: *Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse.* Auf diese „Prophezeiung“ bezog sich Hitler in den folgenden Jahren immer wieder; das konnte niemandem verborgen bleiben.¹⁷

Am 8. Juni 1943, zu der Zeit also, als Gloy seinen Roman abschließt, verweist Dr. Rudolf Erckmann aus dem *Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda* in seinem Brief an Ditzen/Fallada ausdrücklich darauf hin, dass *im Laufe der letzten Wochen [...] unsere gesamte propagandistische Arbeit wieder konsequent auf die alte gegen das Judentum gerichtete Linie eingeschwenkt [ist], deren konsequente Verfolgung von größter Bedeutung für die Erreichung des Sieges sein wird.* Und wir erhalten von ihm zugleich eine Funktionsbestimmung der Romanliteratur: *Während die Presse- und Rundfunkarbeit ihre Wirkung mehr durch den täglichen Bericht erzielt, soll das deutsche Schrifttum in der gleichen Richtung mehr in die Tiefe wirken. Hierfür ist natürlich in erster Linie das erzählende Schrifttum geeignet, da es von vorneherein nicht im gleichen Masse wie Presse und Funk mit der Hypothek der Propaganda und der Zweckhaftigkeit belastet ist.*¹⁸

Gegen Ende des Krieges, mit der drastischen Zunahme der Luftangriffe auf die deutschen Städte, wurden diese Attacken sogar als Rache des *Weltjudentums* gedeutet.¹⁹ Vergessen wir nicht: *Hitler und seine Mitstreiter waren „aufrichtig davon überzeugt, daß die Juden in aller Welt – das Weltjudentum – Tag und Nacht an der Versklavung, ja am Untergang der deutschen Nation arbeiteten, was wiederum die Deutschen bzw. die ‚Arier‘ zu unerbittlicher Gegenwehr zwingt.“*²⁰ Im *Sommerwind*-Roman finden wir darauf nicht den geringsten Hinweis.

Wenn es aber um die Nutzung des Landes durch die Menschen geht, dann betonen Jürgen Tormöhlen wie Donat den Unterschied der osteuropäischen zur deutschen Landschaft – und damit implizit eine

¹⁷ **Herbert, Deutschland**, S. 386; vgl. auch Tjadens Wiedergabe von Hitlers Rede am 30.01.1941, **Klausch/Tjaden**, S. 66/67

¹⁸ Zitiert nach Regnier, a.a.O., S. 251

¹⁹ **Stargardt**, S. 495ff; **Klausch/Tjaden**, S. 173, 181, 202, 212 mit dem Hinweis auf *geheime internationale Mächte, z.B. der internationalen Hochfinanz*, S. 225 mit dem Hinweis auf die barbarische Behandlung der Juden. Bei Gloy finden sich entsprechende Hinweise weder im Roman noch in seiner privaten Korrespondenz.

²⁰ Graml, zit. nach Richter, a.a.O., S. 223

zumindest kulturelle Rangordnung.²¹ Jürgen: *Da draußen im Osten habe ich es gemerkt, wie es mich hinriß, wenn ich die Felder so wüst und elend bestellt sah. Was würden deutsche Bauern daraus machen! In wenigen Jahren!* [14] Und Donat sagt zu Bauer Peters: *„Wissen Sie, daß ich von der Grenze bis vor Petersburg keinen einzigen lebenden Obstbaum getroffen habe? Wenn wir Deutschen das Land erst unter den Pflug nehmen“, Donats Stimme war voller Hoffnung, „dann werden auch wieder gesunde Wälder entstehen! Und Obstbäume an den Straßen und in den Dörfern!“* [151]

Für die meisten heutigen Leser ist vermutlich die größte Überraschung, dass bei allen Unterschieden, mit denen Gloy's Figuren den Krieg wahrnehmen, sie sich in einem einig sind: Sie verkennen oder ignorieren grundlegend die imperialen und rassistischen Ziele der Nationalsozialisten. Selbst Jürgen rückt im Laufe der sieben Tage davon ab. Mehr oder weniger teilen sie die Meinung, dass Hitlers Deutschland sich nur verteidigt, dass es – wie auch in den Jahren 1914-1918 – Opfer, nicht Täter ist!

Gloy's Haltung zum Krieg

Und der Autor Gloy selbst, der wohl keine Schwierigkeiten damit gehabt hätte, dass wir ihn mit dem Erzähler im Roman identifizieren? Wie steht er zum Krieg? Ein ganz besonderes Dokument haben wir mit dem längeren Auszug aus einem Briefentwurf vom 11.06.1944, den er *Nicht abgesandt* hat und von dem wir hier die erste Seite vollständig wiedergeben:

Lieber Herr Tjaden!

Bei der Durchsicht meiner Briefwechsel habe ich eben mit Bedauern festgestellt, daß mein letzter Brief vom 31.12.1943 und Ihre Antwort vom 10.01.44 das letzte gewesen ist, was wir voneinander gehört haben. Wie viel Kummer und Schrecken ist inzwischen über die Menschheit ausgegossen worden! Immer wieder stehe ich innerlich fassungslos vor der Frage, wie das alles möglich ist.

Was ist das in den Menschen, das sie zwingt, sich gegenseitig und sich selber zu morden? Wir kommen der Erklärung keinen Deut näher, wenn wir auf unser Recht auf Raum und Lebensmöglichkeit hinweisen, oder wenn wir den Neid der Angelsachsen und ihren Imperialismus anführen oder die Judenfrage. [?] Auch die Tatsache, daß der Mensch als eine Art Raubtier schon immer Kriege geführt hat, beruhigt mich nicht. Er ist doch auch eine intelligente Bestie, wie er jetzt wieder am besten durch seine Erfindungen zum Menschenmord schlagend beweist. Nur daß kein Krieg bisher glücklich gemacht hat, den Sieger so wenig wie den Besiegten, was wir doch seit 1918 alle immer wieder gewußt und gesagt haben, [?] das ist dieser furchtbaren Intelligenz völlig entschwunden. Ich meine, wir erleben da, ohne es zu ahnen, einen Selbstvernichtungsprozeß, der einem uns völlig unbekanntes Naturgesetz folgt. Das ist etwas über dem dreidimensionalen Raum, in dem wir leben, und es greift nur in diesen Raum hinein, furchtbar und erbarmungslos. Ich habe vor 1918 die Erzählung „Das Grillenspiel“ von dem längst ausgemerzten [!] Dichter Meyrink gelesen. Der wollte damit die Menschheitskatastrophe des ersten Weltkriegs erklären. Jedenfalls verstand er diese Ahnung zu vermitteln, die heute noch so wenig verbreitet ist, und deren Mangel ich eben beklagte. Aber wenn es so ist, so würde ja auch diese Ahnung nicht helfen, das Morden, einmal entfesselt, könnte doch nicht eher zu Ende sein, bis der mystische Augenblick erreicht ist, in dem dieser fürchterliche Zwang aufhört. Eines ist sicher: der Mensch ist sehr klein, unsäglich minderwertig, verabscheuungswürdig niedrig und bar alles Göttlichen, womit er sich doch so gerne wichtig tut und zum Erbrechen aufbläst. Und aus dieser Masse gehen gelegentlich Menschen hervor wie Jesus und Goethe!

Gloy war Soldat im I. Weltkrieg, Mitglied des *Stahlhelm*, er war von Anfang bei den Angriffen auf Polen, Frankreich, die Sowjetunion dabei, ist bei der Niederschrift dieses Briefes in Celle Offizier bei

²¹ Gloy greift damit ein Thema auf, über das wohl viele deutsche Soldaten nach Hause berichteten. So findet der Bremer Kaufmann Gieschen in Nordrussland *keinen Forst mit Pflege, sondern Urwälder, Gestrüpp, Buschwerk, alles durcheinander, ungepflegt, verkommen fürchterlich*; vgl. **Stargardt**, S. 211. Und der Schriftsteller und NS-Propagandist **Hanns Johst** spricht den Polen die Fähigkeit ab, ihr Land selbst infrastrukturell zu erschließen; vgl. **Regnier**, S. 231ff.

der Wehrmacht und entwirft Pläne für den Gebrauch primitiver Raketen, sogenannter *Nebelwerfer*, aber er hat merkwürdigerweise keine Erklärung für die Entstehung und den Einsatz militärischer Gewalt. Hat er die Kämpfe der Häuptlinge, Hansestädte und Seeräuber in dem von ihm inszenierten *Musfallenspiel* [im Okt. 1935] vergessen oder gar nicht verstanden? Selbstverständlich kennt er Schillers geflügeltes Wort, dass *der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt*. Schließlich: Was meint Gloy mit dem nicht weiter erklärten Hinweis auf die *Judenfrage*? Das ist alles höchst irritierend bei einem Mann, der ja durchaus literarischen Anspruch mit Menschenkenntnis verknüpfen will!

Der Brief, den er eine Woche später tatsächlich an Tjaden abschickt, reduziert die „Überlegungen“ oben auf drei kurze Sätze: *Über alles, was uns der Krieg seitdem Neues gebracht hat, sind wir ja genugsam durch die Presse unterrichtet, also schweige ich davon. Möge Ihnen und Ihrer Familie inzwischen Nichts Böses widerfahren sein! Ich hörte das gern, wenn Sie gelegentlich Zeit dazu finden.*

Diese intellektuelle Hilflosigkeit ist für uns Nachgeborene nur schwer nachzuvollziehen. Wir kennen Hitlers sozialdarwinistische Darstellung der Natur in *Mein Kampf* als *grausame Königin aller Weisheit*²², den daraus folgenden unerbittlichen *Kampf um Lebensraum*²³ Hat Gloy das nicht gelesen? Oder wenigstens Hitler zugehört? War ihm immer noch nicht klar, dass *der Führer* selbst imperiale Ziele verfolgt? Dass dem auch von ihm selbst im Roman thematisierten *Recht auf Raum und Lebensmöglichkeit* der Anspruch anderer Individuen und Gruppen entgegensteht? Wusste er nichts von der von den Nationalsozialisten behaupteten Notwendigkeit, alles „Lebensunwerte“ einschließlich des Judentums zu vernichten²⁴. Im Rahmen dieser Wahrnehmung waren die Deutschen – genauer: die „Arier“ – in einen Kampf verwickelt, in dem es um Überleben oder Tod ging und der jedes Mittel rechtfertigte.

Hitler hat ja selbst nach Kriegsbeginn immer wieder darauf hingewiesen, dass er nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten seine aktuellen wie potentiellen Gegner im In- wie im Ausland lange über seine tatsächlichen Ziele täuschen musste. Im Grunde musste er hoffen, dass sie *Mein Kampf* nicht gelesen hatten und seine Salami-Taktik durchschauten: *Die Umstände haben mich gezwungen, jahrzehntelang [?] fast nur vom Frieden zu reden. Nur unter der fortgesetzten Betonung des deutschen Friedenswillens und der Friedensabsichten war es mir möglich, dem deutschen Volk (...) die Rüstung zu geben, die immer wieder für den nächsten Schritt notwendig war.*²⁵ Die Deutschen glaubten ihm, weil sie ihm glauben wollten.²⁶ Und Gloys Roman bestätigt sie darin!

Heißt das, dass der „Intellektuelle“ Gloy, viele Jahre lang ein Wortführer in der Oldenburgischen Heimatbewegung, Hitlers Buch, seine Reden und überhaupt die nationalsozialistische Propaganda – so gut es eben ging – einfach nur ignorierte? War das die Art und Weise, wie er damit fertig wurde? Sah er keinen Widerspruch zwischen seinem proklamierten *idealistischen* Weltbild, seinem militärischen Engagement und den Zielen der Nationalsozialisten? Und wenn: Was hätte er tun können? Wir gehören nicht zu denen, die glauben, dass es nach der Etablierung einer Diktatur für einfache Bürger eine Chance zum erfolgreichen Widerstand gab – und gibt.²⁷ Aber bedeutete sein kulturpolitisches Engagement nicht doch eine indirekte Unterstützung der nationalsozialistischen Politik?

²² **Hitler** in *Mein Kampf*, S. 144ff. Wer das Buch nicht lesen will, findet eine gut geordnete und zuverlässige Wiedergabe im *Studienkommentar* von **Barbara Zehnpfennig**, Paderborn 2011, hier S. 72ff. Eine mit Blick auf die absehbaren ökologischen Krisen der Gegenwart ausgesprochen beunruhigende Deutung entwickelt **Jean Amery**, *Hitler als Vorläufer*, München 2002, hier u.a. S. 71.

²³ **Zehnpfennig**, S. 76ff; **Amery**, S. 89ff: *DIE VIER WEGE oder Die barbarische Quadratur des Kreises*, S. 89ff

²⁴ Zehnpfennig, S. 35ff: *Wie wurde Hitler zum Antisemiten?*; Amery, S. 66ff, 121ff: *Wo Hitler ehrlich war*

²⁵ Vgl. Die *Rede Hitlers vor der deutschen Presse (10. November 1938)*; https://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1958_2_6_treue.pdf

²⁶ Stargardt, S. 54; vgl. auch Klausch/Tjaden, S. 19ff

²⁷ Vgl. hierzu grundlegend – und Illusionen zerstörend – **Thomas Apolte**, *Der Mythos der Revolution*, Wiesbaden 2019. Wer nicht gleich das ganze Buch lesen will, findet eine „aktuelle“ Kurzfassung in dem Artikel von **Apolte und Marie Möller**, *Die Kinder der Facebook-Revolution*, FAZ vom 18.02.2011. Die Folgerungen, die sich nach der Lektüre ergeben, heißen: Breiter organisierter Widerstand ist nur vor der Errichtung einer Diktatur möglich,

Die Frage stellte er sich offensichtlich nicht, weil es ihm vor allem um sich selbst ging. Als zur Jahreswende 1943/44 der Druck als Buch wg. Papiermangels gefährdet schien, bat er am 30.01.1944 August Hinrichs um Unterstützung: *Weil Sie mich kennen, und weil keinem Schaffenden, der einmal gerungen hat, dieses Gefühl der Vernichtung des eigenen Ich, [!] wenn es sich um die Abwürgung seines Werkes handelt, an das einer sein Innerstes hingegeben hat, fremd sein [kann]. Was Sie für mich tun können, kann ich nicht übersehen. Ich habe nur die Hoffnung und das Vertrauen, daß Sie mir helfen werden.*

Und am gleichen Tag schreibt er an Dr. Kießling von Stalling-Verlag: *Sie wissen selber, daß sich die Zeit für meinen Roman nicht „bessern“ wird, nicht bessern kann! Er ist wohl mit dem Blick auf ewig Menschliches geschrieben, aber das ist in das Erleben unserer Gegenwart gebettet, und mit dem Vorbeirauschen dieser Gegenwart brechen auch die Brücken zusammen, die ich in meinem Roman dem Leser zum Kern meiner – in diesem Zusammenhang möchte ich es doch so nennen – Dichtung gebaut habe. Ich empfinde dieses Urteil als ein Unrecht von grausamster Härte, und ich weiß nicht, wie ich es tragen soll.*

Hinweise zur Rezeptionsgeschichte

Warum haben die Nationalsozialisten also die Veröffentlichung eines Romans, der zwar den Krieg als Geschehen akzeptiert, aber ihn nicht verherrlicht, sowohl in Zeitschriften²⁸ als auch als Buch in Zeiten des Papiermangels ermöglicht? Sein Betreuer Kießling glaubt, *daß die Papierzuteilung für Ihren Roman auf die Einreichung des Manuskripts beim Propagandaministerium zurückzuführen ist, denn die Eingabe unseres Gaupropagandaamts war ja vorher abgelehnt worden. Das Werk hat also für sich selbst gesprochen, und das ist ja immer mehr wert, als wenn das Erscheinen einer fremden Fürsprache zu verdanken ist.*

Können wir aus der Rezeption Rückschlüsse für diese Beurteilung ableiten? Blicken wir zunächst auf einige der Rezensionen und Kommentare, die wir in Gloy's Sammlung fanden.

August Hinrichs hat schon am 5.02. einen Vorabdruck des Romans *zu Ende* gelesen [...] *Es ist ein sehr schönes Buch, durch das ich Sie selbst von einer neuen Seite kennen lernte. Sie haben es verstanden, den Zauber der Landschaft am Jadebusen lebendig werden zu lassen und zugleich auch Menschen zu zeichnen, die fest und sicher in diesem Boden wurzeln – keine redenden und blassen Puppen, sondern lebendige Menschen, die man lieb haben muß und deren Weg man mit innerer Anteilnahme verfolgt.*

Am 25.06.1944 kündigt **Hermann Feller**, der Redakteur des *Vareler Gemeinnützigen*, in einem Brief an Gloy seine Besprechung für das kommende Wochenende an, die *recht ausführlich* geworden ist, weil mir „*Sommerwind über Tormöhlenhof*“ als *Heimatroman und Zeitroman* so gefiel, daß es mit mir durchging. *Freilich wird nun ein Sturm auf die Buchläden einsetzen und Herr Eilers – der Vareler Buchhändler und Vorsitzende des Heimatvereins – muß abwinken, weil er die Nachfrage nicht befriedigen kann.* Tatsächlich sind dann die 10000 Exemplare der ersten Auflage schnell vergriffen, zu einer zweiten kommt es kriegsbedingt nicht mehr.

Fellers Kritik im *Gemeinnützigen* vom 1.07.1944 umfasst drei Spalten und beginnt mit den Worten: *Mitten im Krieg erschien ein neuer Roman von Albert Gloy, im Kriege geschrieben und trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse gedruckt. Ein Buch, das ein Heimatroman ist, ein Roman, der in unseren Tagen spielt, der sich mit Fragen und Problemen beschäftigt, die die Menschen unserer Tage bewegen, und der damit weit hinauswächst über das Gebiet des Unterhaltungsromans und zum Zeitroman wird. Das Ringen um die deutsche Freiheit bildet den Hintergrund der Handlung. Der große Krieg als der Vater der Dinge überstrahlt das Geschehen des Romans, und von ihm laufen die Fäden zu den Menschen, deren Schicksale von ihm beeinflusst und von ihm gelenkt werden.*

danach wird er zu einer Angelegenheit der Fraktionen innerhalb der herrschenden Gruppe. Deshalb ist es so wichtig, jetzt die Ukrainer zu unterstützen!

²⁸ In einem Brief an Looschen vom 14.10.1944 listet Gloy acht Zeitungen auf, die bis dahin seinen Roman – und daneben *etwas über 50 Abdrucke kleinerer Erzählungen* [...] *Natürlich hochdeutsch! Etwas anderes ist heute ja nicht mehr möglich* – gedruckt hatten.

Feller verweist auf den *Schauplatz*, den alle Leser aus *unserer engeren Heimat* kennen, charakterisiert dann recht ausführlich die Personen, und er endet mit den Sätzen: *Wir lesen von Alarmen und Terrorangriffen und erfahren, wie eine junge Witwe einem Kriegsversehrten die Hand zum Lebensbunde reicht. Lebendige Gegenwart ist es, die der Schöpfer dieses Romans mit sehendem Auge wahrnahm und einfieng, und die er in seiner feinempfundenen und gepflegten Sprache bildhaft und anschaulich schildert. Und gerade das macht uns diesen Roman so besonders wertvoll.*

Am 5.07.1944 veröffentlicht **Wolfgang Baader** im *Kulturdienst Weser-Ems* seine Rezension. Vermutlich hat er sich von Feller „inspirieren“ lassen und gleichzeitig anderen Redakteuren eine Vorlage geliefert, weil die von ihm angeführten Aspekte auch in anderen Kritiken auftauchen. Deshalb wollen wir ihn hier – stellvertretend für viele andere – vollständig zitieren: *Mitten im Krieg ist bei Stalling ein Roman erschienen, der mit Fug und Recht als ein beachtenswerter Heimatroman aus unserem Nordseeraum zu werten ist. Albert Gloy, in Varel wohnhaft, hat ihn während des Krieges geschrieben. Das Werk ist aus dem Bezirk des rein Unterhaltenden hinausgewachsen und wurde fast zu einem Dokument der Zeitgeschichte unseres Gaues. Er sagt zwar nicht, wo der Tormöhlenhof liegt. Sie ist aber unschwer zu erkennen, diese Landschaft hinter den Deichen, wo einst das Meer sieben Dörfer vernichtete. Wir erleben den Neuenburger Urwald, im Kreise Friesland, und wissen, wo der grosse Kriegshafen liegt, von dem gesprochen wird. Die Fragen und Probleme unserer Zeit werden hier sauber angesprochen. Das Fluidum der Gegenwart ist auf jeder Seite zu spüren, ohne jedoch den Geruch des Tendenziösen zu haben. Man kann dem Verlag Stalling dankbar sein, dass er dieses Buch jetzt herausbrachte. Gerade unsere Landschaft, die verhältnismäßig arm ist an Zeugnissen des unterhaltenden Schrifttums, die ihr wurzeln, birgt ja viel an Stimmungsgehalt. Man darf froh sein, einmal einem Roman zu begegnen, der sich im heimatlichen Schrifttum aus dem Bereich des Alt-Hergebrachten sicher zu lösen verstand.*

Am 6.07. betont **Hanna Fuess**, von der Gloy weiß, dass sie die von *Hermann Löns* verherrlichte *Freundin Swantje* ist, in der *Celleschen Zeitung*, was ihr an Gloys Roman bedeutsam scheint: „Denken Sie gerne über Rätsel nach, die Frauen aufgeben?“ *Scheinbar spielerisch klingen diese Worte aus dem Munde der schönen Ulrike Hayungs. Doch wer die dichterische Welt Albert Gloys kennt, der weiß, daß weder spielerischer Übermut noch zierliche Gefallsucht diese Frage diktieren. Es ist vielmehr das Ringen um die Lösung des Rätsels um das Wesen der Frau [...] Mit der gleichen Behutsamkeit, mit der der Silberstift Storms seine Frauengestalten zeichnet und doch bei aller Zartheit erstaunlich scharf konturiert, hat auch Albert Gloy die Frauen dieses seinen Buches fest umrissen und mit lebenssprühender Plastik geformt. Er hat den Mut, sie in das wildbewegte Geschehen der Gegenwart hineinzustellen. Er hat die Tapferkeit, die Frauenprobleme gerade der Jetztzeit aufzurollen: Liebe und Ehe unwittert von Krieg und Tod.*

Marta Busch schreibt in der *National-Zeitung Essen* am 26.08.1944: *So schildert der Dichter, welche harte Wunden der Krieg schlägt, das Leben aber trotzdem seinen Weg weitergeht, daß immer wieder neue Saat gesät wird, neue Ernten reifen, ewig neu die Liebe zweier Menschen erblüht und sie für ein gemeinsames Leben zusammenführt. [Hat sie den Roman bis zu Ende gelesen?] Vom menschlichen Schicksal im Krieg spricht der Verfasser, wie du und ich es jeden Tag erleben können; die Eigenart des friesischen Landes und seiner Menschen gibt dem Buch eine besondere Anziehungskraft.*

Aus der Besprechung von **Hanna Mischlin** in der *Thüringer Allgemeinen Zeitung* vom 30.08.1944 zitieren wir den Schluss: *Was den Leser unmittelbar und stark anspricht, ist die zeitliche und vor allem auch seelische Nähe des Geschehens. Es geht dem Verfasser nicht um eine ausgedehnte Handlung, sie bleibt ihm Mittel, die Menschen lebenswahr zu gestalten. Dunkel wirft der Krieg seine Schatten über sonnige Tage auf Tormöhlenhof, die gleichsam durchzogen sind von einem reinen, erfrischenden Sommerwind.*

Am 15.09. spekuliert **Gloy selbst** in einem Brief an Redakteur Feller über die Wirkung seines Heimatromans auf die Landser: *Haben Sie herzlichen Dank für Ihr letztes Schreiben sowie die Übersendung des Heimatbriefes mit der Besprechung des Romans. Ihr Gedanke, ein Stück abzudrucken, findet meine Zustimmung. Am geeignetsten finde ich den Abschnitt, in dem die Fahrt in den Urwald beschrieben*

wird. Gründe: Alles Militärische oder den Feldeinsatz Betreffende ist ungeeignet, da der Landser davon selber genug hat und mehr weiß, als ihm jeder andere sagen kann.

Außerdem spiegelt mein Buch eine Art der Kriegsführung, die 1942 zutreffend jetzt aber völlig überholt erscheint. Er braucht aber heimatliche Landschaft, die natürlich überall im Buch ist, hier aber wohl am konzentriertesten, außerdem braucht er etwas „fürs Herz“, was in diesem Abschnitt auch vorhanden ist. Außerdem steckt in diesem Stück zugleich das Problem des Buchs: Liebe zur Mutter des Freundes. Es ist süß und bitter zugleich, es läßt auch die Frage, wie das nun ausgehen soll, so offen und so brennend, daß ich mir vorstellen kann, daß ein Mann, der es gelesen hat, nun weiter darüber nachsinnt und damit einen Ausgleich findet gegen die Bedrängnis des Augenblicks. Legt er sich dann irgendwo müde und abgekämpft schlafen und läßt ihn die Erregung aller Nerven nicht gleich in den totähnlichen Schlaf der Front sinken, so rauscht über seinen verschwimmenden Sinnen vielleicht für einen langen, langen Augenblick der heimatliche Urwald von Neuenburg und eine freundlich lächelnde schöne Frau schreitet hindurch oder streicht ihr mit leiser Hand über die Schläfen, als verspräche sie ihm eine glückliche Zukunft.



Nachdem Oskar Kraeft schon am 8.09.1944 im Ostfriesischen Kurier Gloys Heimatroman als Zeitdokument von bleibendem Wert gewürdigt hatte, druckte die Zeitung im Oktober den Text als Ganzes. Gloy schickt dazu ein aktuelles Bild und verfasste auf Wunsch der Zeitung die nebenstehende Einführung. Wir zitieren daraus einige Passagen:

Die Handlung meines Romans „Sommerwind über Tormöhlenhof“ fällt in die Zeit um den 1. September 1942 und die damalige Lage an den Fronten und in der Heimat gibt dem Geschehen den Hintergrund. Im Vergleich mit der Gegenwart kann man den Inhalt des Romans daher fast schon als historisch ansehen, und manchen Leser wird das Gefühl beschleichen: wieviel leichter konnte es denen, die diese Tage durchlebten, ums Herz sein als uns! Wieviel gesicherter war damals ihr Dasein! Dann verweist er auf die Verbundenheit mit dem Heimatboden, die daraus folgende Kraft, an die Zukunft zu glauben, um sie nach den Gesetzen unseres Blutes zu formen. Für ihn ist der Roman die Frucht einer erst allmählich erworbenen Weltanschauung, eng verbunden mit seinem literarischen Werdegang.

Und am Schluss schreibt er: Wenn ich mit Absicht auf die starken Wirkungsmöglichkeiten des Bösen und seiner Bekämpfung, die sich beide in der Literatur aus naheliegenden Gründen weit breiter gemacht haben als im wirklichen Leben, verzichtet und nur Menschen mit reinem Willen, anständiger Gesinnung und offenem Herzen geschaffen habe, so glaube ich damit dem „einfach Menschlichen“ besonders nahe gekommen zu sein. Nichts aber scheint mir in einer Zeit, in der aus der täglichen Not und der ständigen Gegenüberstellung mit dem Tode die menschlichen Leidenschaften und Urinstinkte immer stärker emporlodern, so beruhigend zu wirken wie der Anblick dieses „Menschlichen“ in seiner ganzen Einfachheit, das ewig ist und noch sein wird, wenn die Schwere der heutigen Zeit längst überwunden ist.

Das Schreiben dokumentiert nicht nur die Anpassungsbereitschaft Gloys, sondern auch ihre Grenzen: So lässt er für die Publikation seines Romans in Norden die ostfriesische Küste bis nach Dangast reichen. Wenn er aber Jürgen Tormöhlers Vater im vierten Absatz schon deshalb als abtrünnig klassifiziert, weil

der als Ingenieur Brücken baute, statt als Bauer den Boden zu bearbeiten, dann passt das zwar zur Bauernmythologie, aber nicht zum Technik-Kult der Nationalsozialisten. Und was meint Gloy überhaupt mit dem *Boden, dem wir entstammen*? Den Boden als Ressource zur Erzeugung von Lebensmitteln? Und welche Lebensmittel wären dann erlaubt? Auch Kartoffeln? Oder Mais? Und wozu taugt dann der Boden, der in Osteuropa erobert werden soll? Wie passt Gloys normativer Begriff des *einfach Menschlichen* zu der Beobachtung *emporlodernder menschlicher Leidenschaften und Urinstinkte*? Der Roman selbst wie auch diese Einführung lassen sich als lehrreiches Zeugnis einer großen Verdrängungsleistung lesen, ein Angebot, das damit auch den zeitgenössischen Lesern gemacht wird. Wurde er deshalb gedruckt?

So wird sein Roman zu einem in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerten Dokument. Gloy hatte den von allen Kritikern hervorgehobenen Mut, noch während des Krieges einen Roman zu publizieren, der im Krieg spielt und dabei auch auf dessen Auswirkungen im Hier und Jetzt verweist. Aber mit dem, was er verschweigt, dokumentiert Gloy zugleich auf lehrreiche Weise auch die Ungewissheiten, die Übergänge und Grauzonen zwischen einer nationalen und der nationalsozialistischen Wahrnehmung des Krieges in diesen Jahren. Er arrangiert sich – wie seine Romanfiguren und wie so viele andere Bürger, darunter auch die meisten Schriftsteller dieser Zeit – mit den Verhältnissen. Damit ist nicht gemeint, dass wir ihm vorwerfen, dass er kein Widerstandskämpfer war. Wir wissen: Die Möglichkeiten, sich gegen eine einmal etablierte Diktatur zu wehren, sind höchst begrenzt. Das zeigen nicht nur der erfolglose Widerstand gegen den Nationalsozialismus, sondern beispielsweise auch die Ereignisse in Syrien oder in Belarus. Die Ukraine hat noch die Möglichkeit, sich organisiert gegen eine russische Gewalt-herrschaft zu wehren.²⁹ Deshalb müssen wir sie unterstützen, so gut wir können. Handeln wir also rechtzeitig, machen wir es heute besser!

²⁹ Ein Vergleich zwischen den Entwicklungen in Deutschland nach 1918 und denen in Russland seit dem Untergang der Sowjetunion lässt mancherlei Gemeinsamkeiten erkennen. Mit Blick auf unseren Roman ist das Buch von **Alexandra Alexejewitsch, *Secondhand Zeit***, besonders aufschlussreich, schildert sie doch ebenso die Wahrnehmung der Ereignisse aus der Perspektive einer Vielzahl von Zeitgenossen.